

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

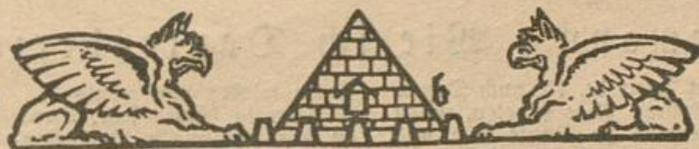
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

26.4.1931 (No. 17)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 17



26. April 1931

## Otto Speer / Primitive Züge im Leben der Gegenwart

In jedem Volke gibt es neben den rasch wechselnden Kulturformen der jeweiligen geistigen Oberschicht einen Bestand festgewordener, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbter Anschauungen, welche die seelische Grundlage der Einzelglieder und der Gemeinschaft bilden, mannigfach in die Kulturformen der Oberschicht hineinragen und die Anschauungs-, Denk- und Handlungsweise des gesamten Volkes mitbestimmen. Die wissenschaftliche Erforschung und Deutung dieser im Volkstum wurzelnden Anschauungen, Sitten und Bräuche ist die Hauptaufgabe der Volkskunde, ihre Kenntnis und Berücksichtigung sind unerlässlich für jeden, der in seiner Berufsarbeit mit dieser überlieferten, primitiven Geistigkeit als einem hemmenden oder fördernden Faktor rechnen muß, weil viele, erst unbegreifliche Verhaltensweisen nur als Anschlag dieser volkstümlich-primitiven Anschauungen zu verstehen sind. So ist Spamers Wort zu begreifen: „Der Staatsmann, der Verwaltungsbeamte, der Kriminalist und der Richter, der Geistliche und der Lehrer bauen ohne die Kenntnis volkstümlicher Arbeit auf schwankendem Grund.“ Man hat eine Zeitlang, wie dies besonders in rationalistisch-aufklärerischen Zeiten üblich ist, die Wirkung des primitiven Gemeinschaftsgeistes unterschätzt, besonders nach Raumanns wichtigem Hinweis, daß das meiste sogenannte Volksgut in der Oberschicht geschaffen wurde, in die Unterschicht hinabwanderte, um dort umgeformt und eingefügt zu werden. Tatsächlich sind unsere Volkstrachten die aufs Land gewanderten und dort scheinbar erstarrten Modekleidungen der Edelleute und Bürger vom 16. bis zur 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts; die Bauernkunst zeigt neben ursprünglichen Elementen deutlich die Einwirkung der wechselnden Kunststile der Oberschicht von der Renaissance bis zur Wiedermeierzeit, das Volksschauspiel ist wesentlich gesunkene Kunstdramatik, selbst die Volkslieder sind zum größten Teil Kunstlieder oder Lieder, die zwar von Leuten aus dem Volke gedichtet, aber doch von oben beeinflusst sind. Und mit den Weltanschauungen geht es wie mit den Kleidern, die, nachdem sie im Vorderhaus ihren Zweck erfüllt haben, im Hinterhaus vollends aufgetragen werden: die von der Oberschicht wesentlich überwundene rationalistisch-aufklärerisch-materialistische Weltanschauung beherrscht gegenwärtig weitest Volkskreise.

Demgegenüber weist die moderne Volkskunde mit Recht darauf hin, daß diese Beeinflussung keineswegs einseitig sich nur von oben nach unten vollzieht, vielmehr durchdringt die primitive Geistigkeit alle Schichten unseres Volkes von unten bis nach oben, wir können gerade in der Gegenwart ein verstärktes Eindringen primitiver Züge von der Unterschicht in die Oberschicht feststellen. Diese Tendenz von unten nach oben zeigt sich sogar auf dem Gebiet der Kleidung, wo sonst die umgekehrte Bewegung die Regel ist: die Unterschicht ahmt die Oberschicht nach, diese sucht

das Abjinken ihres Kleidungsstiles zu verhindern, im Mittelalter durch die Kleiderordnungen, in der Neuzeit durch Karrikatur und Spott, jedesmal erfolglos, wie u. a. die allgemeine Ausdehnung von Hubtopf und Seidenstrumpf zeigt. Es ist eine durch den politischen Umschwung bedingte Ausnahme, wenn nach der französischen Revolution die langen pantalons der Unterschicht, die culottes, die Kutchose der Oberschicht, verdrängen. Jetzt aber übernimmt die Oberschicht gleich eine ganze Reihe von Kleidungsstücken der Unterschicht: das Dirndlkleid wird eine Zeitlang zum Modekleid der Oberschicht, der englische Schützengrabenmantel wird (mit Abseklappen!) zum Straßenmantel, die hochgeschlossene Bluse des russischen Proletariats wird in Künstlerkreisen und darüber hinaus getragen, in der Damenmode bringen allerlei Volkstrachten (Hardangerbluse, Bastenmütze, amerikanische Matrosenmütze) in die Oberschicht ein.

Die primitive Geistigkeit findet ihren charakteristischen Ausdruck im „Aberglauben“, der während des Krieges wie in allen gefährlichen Situationen eine Blütezeit erlebte. Amulette, Talismane, Himmelsbriefe, Grußformeln gewannen magische Kraft auch über solche, die erst vornehm lächelnd auf diese Dinge herabblickten. Nach dem Kriege bleibt der Aberglaube an bestimmte, gefährliche Berufe und Sportarten gebunden, Autofahren, Flugverkehr sind seine hauptsächlichste Domäne, wo selbst der Aufgeklärte sich seinem Einfluss nicht entzieht. Daß fast jedes Auto seinen Talisman und seine Maskotte hat, kann man jeden Tag sehen. Auch der Flieger sucht den Erfolg an sein Flugzeug zu heften, durch glückbringende Zeichen oder mitgenommene Amulette. Wenn Kungesser und Colt ihr Flugzeug mit Sarg, Totenschädel und -gebein bemalt hatten, so weist dies wohl auf den gleichen Aberglauben hin, wie das Verbot, zu einem Unternehmen Glück zu wünschen; die Formel hat „Hals- und Beinbruch“ zu lauten. Als der „Zeppelin“ seinen ersten Amerikaflug unternahm, wurden ihm u. a. Hunderte von Kanarienvögeln und Brieftauben als Glücksbringer angeboten. Auf der Rückreise wurde die Kabine mit der Glückszahl 7 von reichen Amerikanern besonders begehrt. Aber auch im privaten Leben spielt der Talisman eine große Rolle; der alte Hausgeist kommt wieder zu Ehren, wenn in manchen Familien eines der grotesken Stofftiere die Rolle des glückbringenden Fettschens spielt und jedes Familienglied zu wichtigen Geschäften begleitet. Der Handel mit Glückssteinen und -schmuck blüht in breiter Öffentlichkeit ebenso, wie der mit Horoskopen und okkulten Schriften. Die abergläubische Scheu vor Zahlen, Formeln, Begegnungen, die auf alten Ueberlieferungen beruht, ebnet den Weg für neue abergläubische Anschauungen, die sich, wie z. B. das Verbot, mehr als zwei Zigaretten mit einem Streichholz anzuzünden, bisweisen auf ihren Ursprung zurückver-

folgen lassen. Und auch in der Oberschicht zirkulieren viele Kettenbriefe, wünschon mancher sein kulturelles Gewissen zu beruhigen versucht mit der Ausrede, daß er zwar nicht an das angedrohte Unheil glaube, daß die Weiterfendung aber auf jeden Fall nicht schaden könne!

Der Glaube an Vorzeichen, uraltes, primitives Gemeinschaftsgut, ist auch heute noch bis in die geistige Oberschicht lebendig; es ist interessant zu beobachten, daß er sich auch an so moderne Erfindungen wie Flugzeug und Automobil heftet: die Art des Abkommens, Unregelmäßigkeiten beim Start werden als Vorzeichen für den Verlauf der Fahrt gedeutet. Verwandt damit ist die Überzeugung, daß es möglich sei, die Zukunft zu ergründen. Traumdeuterinnen, Kartenlegerinnen, Hellseherinnen, Anfertiger von Horoskopfen finden einen ausgedehnten Kundenkreis, der bis in die gesellschaftliche Oberschicht hineinreicht; beträchtliche Geldsummen werden dabei umgesetzt. Das Neue ist, daß diese Hirnwendungen zur primitiven Geistigkeit heute unverhüllt von Leuten gegeben wird, die eine Beschäftigung mit diesen Dingen noch vor dem Kriege gelehrt hätten. Ein Grund des Erfolges mag wohl sein, daß die Kinder dieser alt-neuen Geistigkeit dem unbewußten Wunsch des primitiven Menschen (und jeder Mensch ist in seinem tiefsten Wesen primitiv) nach Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit geschickt Rechnung tragen, wie ja auch die moderne Neufamekunst Rücksicht nimmt auf dies primitiv-gegenständliche Denken. Der tiefere Grund aber ist doch wohl neben der Aufwühlung und Auflockerung aller primitiven Instinkte durch Kriegs- und Nachkriegsjahre die Erschütterung des Glaubens an die offizielle Wissenschaft, die so tiefgründig, spezialistisch und lebensfern geworden ist, daß sie vielfach zu einer Geheimlehre für Fachleute wurde; sie zeigt sich in der Krise der Philosophie, der Kunst, der Medizin, und vieler anderer Lebens- und Wissens-

gebiete unserer Zeit, auch der Kirche. Die überall fühlbare Tiefenströmung äußert sich als eine Abkehr vom Vernunftglauben, von der mechanistischen und ideologischen Weltanschauung, als Hinkehr zum irrationalen Lebensbegriff, zu den Kräften des Unbewußten, Dynamischen, Dunkelschöpferischen. Daher die Bereitwilligkeit, an das Wunder und das Wunderbare zu glauben, einem Führer und einer fanatischen Parole zu folgen, geistige Probleme mit sehr primitiven Mitteln zu lösen, auf die geistige Selbstbestimmung zu verzichten und in einer uniformen Masse unterzutauchen. An Stelle des Intellekts, der unfähig ist, das Wirkliche in seiner Unmittelbarkeit zu ergründen, tritt die Intuition. Wenn Schopenhauer sagt, daß im primitiven Menschen der Instinkt für das „Ding an sich“ am stärksten sei, daß die zunehmende geistige Beherrschung der Außenwelt ein Abstumpfen und Getrübtwerden dieses Instinktes bedeute, so gibt er damit gleichzeitig eine Erklärung dafür, weshalb die moderne Wissenschaft häufig genug „abergläubische“ Volksvorstellungen (z. B. aus der Volksmedizin) als intuitiv erkannte Wahrheiten anerkennen muß. Darüber hinaus scheint es, als ob nach Zeiten intellektueller Einseitigkeit eine Rückkehr zu den Müttern, zum Mutterboden primitiver Geistigkeit notwendig sei. Jenes Wort Goethes, daß der Mensch nicht lange im bewußten Zustand verharrten könne, sondern sich wieder ins Unbewußte stürzen müsse, erhält hier eine neue Bestätigung. Die Wendung zur Kunst des Kindes, der Naturvölker, zu den Kulturen des Ostens, in denen diese primitiven Kräfte sich offenbaren, sind weitere Symptome dieser Bewegung, die in so mannigfachen Formen sich in unserem Leben äußert. Eine ganze Generation scheint bereit, den selbstherrlich gewordenen Geist zu stürzen und die Seele, die „bewußtlos blühendes Leben“ (Burdach) ist, auf den Thron zu erheben, aus dem selbstgeschaffenen Zwang einer mechanisierten Welt in das geheimnisvoll lockende Reich des Wunderbaren zu flüchten.

## Richard Zoosmann / Wie ich Danteübersetzer wurde

Aus der Reihe meiner literarischen Freunde, die auch Danteverehrer sind, haben mich schon seit Jahren viele gebeten, ihnen doch einmal zu erzählen, wie ich eigentlich zu Dante kam und Danteübersetzer wurde. In Gesprächen hab ich dann dem und jenem in großen Zügen darüber berichtet; aber da seit einiger Zeit von verschiedenen Verehrern, auch vom Ausland her, erneute Anfragen an mich ergingen, und ich sie nicht alle brieflich erledigen kann, so bediene ich mich heute — und im 66sten Jahre von Dantes Geburt — der Druckerschwärze dazu.

Es war am 10. April 1905, als ich einmal müßige Weile hatte. Ein Zustand, der mich übrigens äußerst selten befällt, und dann auch nur immer vorübergehend. Ich banne dieses graue Gespenst entweder durch Musikieren, Lesen oder Spazierengehen. In letzterem war das Wetter nicht einladend. Der April ist in einer Großstadt wie Berlin meistens kein geeigneter Monat zu Ausgängen — wenn man nicht seine liebe Frau bei Einkäufen begleiten will; aber die lieben Frauen besorgen das besser und lieber allein. Musiziert hatte ich in den letzten Tagen genug; zudem hätte mein Flügel längst wieder einmal gestimmt werden müssen. Somit blieb nur das Lesen übrig. Und so stand ich denn vor meinen Bücherregalen, um mir etwas auszuwählen, was ich recht lange nicht gelesen hatte. Da fiel mein Auge auf Dante. — Dante? Ist er nicht ebenso trocken wie Klopstock und Milton? Vertreibt man sich damit angenehm einen grauen Apriltag? — Ich hatte damals nur Philalethes, Kannegießer und Streckfuß. Als Bücherjammler natürlich nur in den ersten Auflagen: jawohl! Auch den seltenen Philalethes von 1828! (für 1 Mark erstanden, heutiger Wert etwa 100 Mark) und die auch ebenso seltenen und gesuchten Ausgaben von 1833 und 1839! — Zunächst nahm ich Streckfuß vor, den ja Goethe so gelobt. Recht gut; aber vieles könnte besser gesagt sein. Er wirkt zu gemächlich, verschleimt das Verbe zu sehr ins Süßliche. Ich las drei Gesänge. Dann griff ich zum alten ehrwürdigen Kannegießer. Ich las drei Gesänge. Eine brave Leistung, wenn man bedenkt, daß er der Bahnbrecher war. Aber doch recht altmodisch, großväterlich; gut gereimt, aber die Mühe verratend, obschon manche Schwierigkeiten kühn überwindend. — Und nun der hochberühmte Philalethes, ein König an der Elbe, aber nicht an der Hippokrene? Ich las wieder drei Gesänge. Sein reichhaltiger tiefchürsender Kommentar ist von unvergänglichem Wert; aber als Fußnoten, die oft nur einer einzigen Verszeile auf der Seite Platz lassen, wirken die geistreichsten Anmerkungen zunächst schon stimmungstörend und zerstreud. Ich las darüber hinweg, übersprang sie. Doch seine Dichtungsweise, seine Uebersetzungsmühsal, die manchmal in arge Versprosa ausartet, befriedigte mich nicht. Es klang doch vieles gar zu hölzern und unbeholfen. Zumal, wenn man bedenkt, daß für ein Aufgeben der Reimfessel doch anderes entschädigen müßte. Für unser geschärftes Formgefühl von heute also nicht ausreichend. Dazu störte mich ferner der Umstand, daß der königliche Uebersetzer das Wesen der Terzine so sehr verkannte, daß er sie ohne äußerliche Trennung nicht nur hintereinander fortschrieb, sondern eine Nummerierung von fünf zu fünf, statt von drei zu drei Verszahlen wählte, was doch schon der Name Terzine als Bedingung verlangt! — Mit der erhofften Erbauung an einem Bücherregal gehörenden Kunstwerk war es also in verdeutschter

Form wieder mal nichts. . . Alle Wetter! dachte ich da; sollte es denn so schwer sein, Dante zu übersetzen? Liegt es wirklich an den bisherigen Versuchen, daß uns dieser große Dichter so fremd blieb? Ich schlug den Urtext auf — für Bücherliebhaber die Bemerkung, daß es der kostbare Dante col Landino, Venezia 1491 war, den ich neben Scartazzini mein stolzes eigen nannte — und verglich den ersten und fünften Gesang mit den drei deutschen Bearbeitungen. Da sah ich bald, was verlingen und verstan war. „An jenem Tage las ich dann nicht weiter.“ Entschlossen griff ich zur Feder, sah zum Goethe empor — „O gütiger Apoll, Zieh ein in meine Brust und hauche wieder!“ — tauchte ins Tintenfaß den Schreibestiel (Füllfederhalter waren vor 26 Jahren für Schriftsteller noch unerwünscht) und begann. Zuerst ging die Arbeit langsam. Ich wollte ja auch nur zu meinem persönlichen Vergnügen einige Gesänge probeweise in mein geliebtes Deutsch umgießen. Am 30. April war der fünfte Gesang fertig. Die Lust an der Arbeit wuchs mit den Schwierigkeiten und mit der Kraft und dem Eifer, sie zu überwinden. Es erging mir wie Dante selbst beim Ersteigen des Läuterungsberges: je höher man kommt, desto leichter wird die Wanderung. Am 5. Juli war die Hölle fertig! Hiermit wollte ich nach meiner ursprünglichen Absicht Schluß machen. Denn ich dachte noch gar nicht an eine Veröffentlichung. Aber es hatte mich gepackt; ich kam nicht mehr los. Und es ging immer flotter. Ich ließ mir — oder besser gesagt: Dante ließ mir keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht. Am 9. Oktober war der Läuterungsberg erklimmt. Und, um es kurz zu machen, am 12. Dezember 1906 schrieb ich unter die Schlusszeile von der „Liebe, / Die da die Sonne wolle und andere Sterne“ ein aufatmenbes „Paus Deo! Ach schwere, aber schöne Monate!“ Meine Frau — Frauen sind immer praktischer als ihre Dichterschmänner — fragte mich: „Was nun? Ach Monate am Schreibtisch von früh bis spät festgenagelt gesehen, alle andern Arbeiten vernachlässigt, kaum einmal Luft geschöpft, selbst nachts oft aus dem Bette gesprungen, um eine Terzine zu feilen, eine glücklichere Wendung aufzuschreiben — und: keinen Verleger?“ — Ich bemühte mich sofort darum. Aber ach, wie unverdorben war mein Gemüt, wie Danteunkundig! Was wußte ich überhaupt von der Dantearbeit in Deutschland? Von allen Verlegern erhielt ich die gleiche Antwort, nämlich: sie könnten sich selber doch nicht Konkurrenz machen, sie hätten ja schon den Bartsch, Bildemeister, Francke, Kohler, Citem, Carneri, Pochhammer usw. verlegt. — Was? Die alle haben Dante übersezt? Rasch zu meinem Antiquar! Wer hat noch Dante übersezt? — Antwort: Nötter, Kopisch, Graul, Tanner, Bachenschwan, Hörwarter, Witte, Ent, Heigel, Verneck, Braun, Krüger, Baron, Blanc, Hasenclever, Vöhner, Bassermann, Hoffinger u. a. m. Mir schwindelte! Dagegen willst du aufkommen? Wieder einmal umsonst gearbeitet! Wieder einmal, wie der berühmte Ausspruch heißt: „ein totes Kind geboren, das sich im Sande verlaufen wird, weil es nicht unter Dach und Fach kommen kann.“ Aber, sagte ich mir, wenn alle diese Uebersetzungen einen Verleger gefunden haben, wirst du auch schon noch einen finden. Und wenn, wie mir die meisten Verleger schrieben, fast all diese Uebersetzungen noch in erster Auflage wie Blei daliegen, nahezu unverkäuflich, reiß zum Verzweifeln, so sind sie vielleicht nicht das, was den Lesern gefällt? — Was an Verdeutschungen aufzutreiben war, erwarb ich mir. Nun

verglich ich die durchgereimten Uebersetzungen mit der meinen; und das Ergebnis war, daß „Gram im Herzen Kühnheit ließ entbrennen“, daß ich wieder Mut faßte und an einige andere Verleger schrieb. Die bekannte große Leipziger Firma teilte mir daraufhin mit, daß sie längst beabsichtigte, in ihre Klassikerbibliothek den noch fehlenden Dante einzureihen. Sie forderte die Handschrift ein, ließ sie von einigen waschechten Danteprofessoren durchsieben, und ein Mitinhaber der Firma kam dann persönlich zu mir, um den Vertrag abzuschließen. Allerdings war mein in Pauschalform gezahlter „Dichtersold“ durchaus kein fürstlicher — die Anschaffung aller Dantewerke verschlang etwa zwei Drittel, so daß mir nur eine dreistellige Summe mit einer Anfangsziffer unter fünf übrig blieb. Aber ich tröstete mich damit, daß der arme Dante ja auch kein Honorar erhalten hatte. Zugleich dämmerte mir schon damals die Erkenntnis auf, daß man wohl für Dante, aber nicht von ihm leben kann, und daß es sich hier nur um das Verdienst und nicht um den Verdienst handelte. Der Verleger machte mich auch darauf aufmerksam, daß sie ja einen Dante umsonst bekommen könnte, wenn sie sich für fünfzig Mark (das war 1906 viel Geld im lieben Deutschland) von irgendeinem freund-willigen Universitätsprofessor mit tönendem Namen eine Einleitung zu dem nachdruckreifen Stredfuß, Witte oder Philalethes schreiben ließen. Zudem wäre mit Dante kein Geschäft zu machen, es wäre fortgeworfenes Geld; aber die Ehre geböte es, den großen Italiener nicht länger in ihrer Klassikerbibliothek fehlen zu lassen. Durch diese großmütige Auffassung fühlte ich mich als „reiner, durch Mitleid unwissender Tor“, in meinem Ehrgeiz so angestachelt, daß ich gegen eine weitere Zahlung von 200 Mark noch eine große Einleitung über Dantes Leben und Werke schrieb, daß „Neue Leben“ nebst vielen „Gedichten“ übersehte, und außer dem Kommentar und Register noch den bibliographischen Teil „Dante in Deutschland“ lieferte. So waren aus einem Bande deren vier geworden. Aber der Erfolg hat die Leipziger Verleger mit ihrer Ansicht Lügen gestraft, daß eine Dantenausgabe in Deutschland außer der Ehre nichts einbrächte. Meine Dantebücher, einschließlich der anderen bald danach veröffentlichten, sind jetzt in weit mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet, was selbst bei einem sogenannten Sensationsroman etwas bedeuten will. Doch nein: ein Sensationsroman braucht keine 25 Jahre, um diese Auflagenhöhe zu erreichen. Allerdings ist er auch nach 25 Jahren vergessen und verschollen, während die Komödie dies in 625 Jahren noch nicht erfahren hat. Und woher rechtfertigte sich nun der große Erfolg? Zunächst lag es wohl an dem beispiellos billigen Preise. Das Buch, vier Bände, in einem Ganzleinenband, fast 1000 Seiten stark, mit Skizzen und Abbildungen kostete nur zwei Mark. Es erschien Mitte September 1907 und bis Weihnachten waren schon die ersten 6000 Stück vergriffen. Ich erwähne all dies nicht aus Eitelkeit, sondern nur, um meiner Freunde Ausdruck zu geben darüber, daß sich die Teilnahme für Dante im letzten Vierteljahrhundert doch sehr vergrößert und vergrößert hat. Der Erfolg ist dann aber wohl auch dem Umstand zuzuschreiben, daß ich eine freiere Nachdichtung lieferte, daß ich auf reine Reime, Treue, Wohlklang, Klarheit des Ausdrucks

doch etwas mehr bedacht war, als meine, immerhin von mir geschätzte und verehrte Vorgänger, denen ich auch manchen Wink verdankte. Nach Beendigung der ganzen Arbeit ließ ich sie mir von meiner Frau vorlesen, um jetzt zu hören, was ich bisher nur gesehen hatte. Denn alles Geschriebene ist doch fürs Ohr da, nicht fürs Auge! So vergingen wieder einige Monate mit der Uebersetzung. Und ich feilte und verbesserte. Und wenn mir (oft genug) ein guter Reim oder eine den Gedanken ganz umgreifende Wendung fehlte, ermahnte mich die Dichterin: „Geduld haben und suchen — weiter suchen: es ist alles zu finden!“ Geduld haben und suchen! Ist das überhaupt nicht der Schlüssel zu allen Erfolgen und zu manchen Geheimnissen im Leben? — Als ich die Korrekturen bekam, wiederholte ich dies bei meinen Kindern, indem ich mir von ihnen die Stellen vorlesen ließ, bei denen ich nicht ganz sicher war, ob sie nicht verbesserungsbedürftig wären. Verstanden haben meine Kinder nichts von Dante; aber wenn sie beim Lesen stüßten oder stöckten, wußte ich, daß dort eine sprachliche Härte oder Unklarheit vorhanden war. Und die wurde ausgeleitet. Ich kann dies exprobie Verfahren übrigens allen Dichtern und Uebersetzern als nachahmungswert ans Herz legen. Eine kindliche Zunge ist hier ein sicherer Wegweiser! — Daß mir späterhin diese freiere Uebersetzung nicht genügte, bewies ich durch die wortwörtliche deutsch-italienische Ausgabe, die Herder in Freiburg schon im nächsten Jahr (1908) herausbrachte, und in der ich dem großen Dichter so ziemlich gerecht geworden bin. Und dies um so mehr, als in mir die sogenannte Schlegel-terzine mit dem fehlenden Reim in der Mittelzeile eine größere Anpassungsfähigkeit an das Vorbild ermöglichte, was bei dem Gegenüberstehen des italienischen Wortlauts dringend notwendig war. Die späteren Auflagen dieser beiden Ausgaben, der Leipziger und der Freiburger, sind immer wieder von mir umgearbeitet worden. Beide sind jetzt eine nach Menschenmöglichkeit wortgetreue, dabei (was die Leipziger Ausgabe angeht) voll durchgereimte Nachschöpfung, die auch alle Wortspiele wiederzugeben versucht, sich nur in reinen Reimen mit weiblichen Reimausgängen beweert und männliche oder hüpfende Reime nur da bringt, wo sie Dante hat. Es ist dies die erste Uebersetzung, die diese Forderung sich gestellt und erfüllt hat, so daß einige Dantekenner und -kritiker schon, im Gegensatz zur Schlegel- und Stredfußterzine, von der Boozmaunterzine gesprochen haben, eine mich ehrende und erfreuende Bezeichnung. — Bis jetzt habe ich die Komödie zehnmal um- und niedergeschrieben: es ist eine gar schwere Aufgabe, Schönheit mit Treue zu vereinigen — und ein Spötter könnte sagen, daß hierin die Uebersetzungen den Frauen ähneln — na, sagen wir: manchen Frauen — daß nämlich die Schönen selten tren, und die Treuen nicht immer schön sind. Sei dem, wie ihm wolle! Jedenfalls weiß ich, daß ich mit der Danteebertragung eine Arbeit übernommen habe, mit der ich nie werde fertig werden. Aber: Geduld haben und fleißig suchen — das ist der Schlüssel zum Erfolge. Dies also war mein Weg zu Dante und ich weiß nicht, um mit dem Dichter zu reden: wars Absicht, Schickung oder Zufall, daß ich zu ihm den Weg fand!

## Franz Hirtler / Hyazinth Kögelmann orakelt. Novelle

Kennen Sie Hyazinth Kögelmann, unseren Zeitgenossen? Es ist immerhin möglich, daß Sie noch nichts von ihm gehört haben, obwohl er bereits eine Gestalt der lebendigen Sage unserer Gegenwart geworden ist. Kögelmann ist keineswegs, wie Sie vielleicht denken, ein Spitzwegischer Junggeselle, ein Raktusfreund, oder ein Büchernarr, hat aber freilich seine Originalität wie diese. Davon werden Sie ja hören. Daß er die Narheiten unserer Zeit durch Ironie und weißes Dulden überwindet, macht ihn zum Helden der von Lautprechergebrüll und Benzingeheul erfüllten Gegenwart.

Auf seiner Winterreise — sein Reisemonat war aus Opposition gegen den allgemeinen Brauch der Januar — kam Kögelmann in eine freundliche, an einem beschneiten Gebirge gelegenen Stadt. Er hatte da einige Freunde, die seine Ironie schätzten. Mit denen wollte er ein vernünftiges Männergespräch führen. Aber Kögelmann traf es schlecht. Seine Freunde gehörten der aussterbendenunft der freien Dichter an. Sie waren mitten in der Arbeit für ein von einer Schuhwichsefabrik erlassenes Preiswettbewerb, dessen Endtermin in drei Tagen da war. So dichteten sie also, denn man braucht doch Geld für Zigaretten, Kleider und Essen, mit wütendem Eifer darauf los: Hymnen, Balladen, Novellen zum Lob der ihnen völlig unbekanntem Schuhereme. Mit diesen Leuten war also augenblicklich nichts anzufangen. Kögelmanns ironische Bemerkung, sie möchten sich doch das Los jenes städtischen Beamten vor Augen halten, der bei einem öffentlichen Preiswettbewerb sich unsterblich blamiert und nicht einmal einen Trostpreis erhalten habe, verblüffte sie zunächst. Sie fragten, welcher Dilettant das gewesen sei. Ob das in dieser Stadt passiert sei? „Mitnichten!“ sagte Kögelmann spöttisch. „Die Stadt, die ich meine, liegt an der Pegnis.“ Er piff das Prügelmotiv aus den Meistersingern. „Geltstets Euch nach Sixtus Bedmessers Ruhm?“ Sie lachten, nahmen es als einen tendenziösen Witz und fuhren fort zu reimen und suggestive Prosa

zu schreiben. Mit ihnen war über menschliche Dinge jetzt nicht zu verhandeln. Kögelmann hätte gern ihren freundschaftlichen Rat in einer sehr persönlichen Sache gehört. Es handelte sich um Eusebia. Eusebia? Hallo, ging Hyazinth Kögelmann auf Freierrücken? Durchaus nicht. Er hatte gar keine Zeit für diesen Sport. Eusebia war seine Haushälterin. Seit Jahren hatte sie seinen Alltag umorgt, hatte sich ihm angepaßt, war entschlossen und aktiv dort, wo er mit seiner Duldsamkeit Schiffbruch erlitten hätte. Im Kampf mit den kleinen Mächten des Lebens. Und was tat die Treuliche, Unersehbare nun? Sie kündigte Kögelmann den Dienst. Gerade am Tag der Abreise hatte sie die Absicht ausgesprochen, ihn zu verlassen. Ihre Gründe, die sie in viele Worte fleidete, erschienen ihm nebelhaft. Er begriff nicht, wie sie dazu kam, ihm solches anzutun. Schrecklich war ihm der Gedanke, nun eine andere Hausdame suchen zu müssen. Nun war es bedauerlich, daß er über seine Lage nicht mit den dichtenden Freunden reden konnte. Er traf endlich Engelbert, den Maler, auf der Straße. Mit ihm verabredete er eine Skitour ins Gebirge. Wer Hyazinth Kögelmann immer nur im Straßenanzug oder im kurzen Mantel mit dem Melonenhut auf dem Kopf und dem biden Spazierstock gesehen hat, der hätte ihn kaum wieder erkannt im flotten Norweger Skidress. Freilich seine Haltung war nicht immer die eines Skimeisters. Er pflanzte oft Badewannen in den tiefen Pulverschnee, und diese Badewannen waren entsprechend dem Gewicht und der Breite Kögelmanns recht geräumig. Engelbert aber bewunderte den Mut seines Freundes, der in einem von der Natur geschaffenen Sprunghügel zehn Meter weit durch die Luft saute und nach zweimaligem Sichüberklagen lachend aus dem Schnee kroch. — In dem Hotel, wo sie übernachteten, erzählte Kögelmann dem Freund seine Sorgen um Eusebia und ihre Nachfolge.

„Wenn ich nur wüßte, warum die Gute gehen will. Aus Ihrem Neben kommt' ich nicht klug werden. Kann mir auch nicht denken, was sie gegen mich hat...“ sagte er seufzend.

„Soviel ich sehe, lieber Hyazinth, hat sie nichts gegen dich, eher zuviel für dich! Wie alt ist sie denn? Fünfundvierzig? Nun ja, sie hat eben einen Komplex!“

„Was hat sie?“ unterbrach ihn Kögelmann verwundert.

„Einen Komplex. Eine geheimnisvolle Sache im Unbewußten, einen Sammelbehälter verdrängter Wünsche.“

„Verdrängte Wünsche? Was für Wünsche hat Eusebia verdrängt?“

„Du Ahnungsloser! Ihre Wünsche beziehen sich auf dich. Sie wünscht, daß du sie heiratest! Wenn du keine hartshölzerne Seele hättest, wärst du schon längst dahinter gekommen.“

„Nun, diese Auslegung ist originell. Uebrigens habe ich für Psychoanalyse nicht viel übrig.“

„Die Probe aufs Exempel wär es, wenn du ihr einen Heiratsantrag machtest. Dann hättest du ja auch die Sorge um eine Behälterin deines Alltags los . . .“

„Engelbertle, du machst heut keine guten Witze!“

Sie redeten noch lange über die Probleme des Unterbewußtseins und wurden nicht einig. In der Nacht, während der Schneesturm vor den Fenstern pfiff, träumte Hyazinth von Eusebia. Er sah sie in seiner Wohnung hantieren und war erfüllt von Mißtrauen. Sie hatte einen Komplex im Unterbewußtsein, das war eine bedenkliche Sache. Wer hätte der vermeintlich Guten und Harmlosen so etwas zugetraut! Sie war unberechenbar. Man konnte nicht voraussehen, was bei der Explosion dieses Komplexes geschah. Es war für Kögelmann ein unmöglicher Gedanke, solch eine komplexhafte Dame zu heiraten. Ein Ausweg aus der Notlage war nicht zu sehen . . . Kögelmann erkannte, daß er rasch einen Entschluß fassen mußte; seiner bizarren Meinung nach lag die höhere Weisheit außerhalb der durch verstandesmäßige Erwägungen erreichbaren Sphäre; er liebte es darum, in wichtigen Fällen das Orakel zu befragen. In diesem Zweck suchte er sonst mit einer Nadel in den Band der Werke Schopenhauers, der die Perergera und Paralipomena enthielt, und las die beiden Seiten, zwischen die er gestochen hatte. Dann wußte er stets, was zu tun war, auch wenn der Text seine persönlichen Angelegenheiten nicht im entferntesten berührte. Aber er hatte das Buch nicht zur Hand. Gab es hier eine andere Möglichkeit zu orakeln? Die Universitätsbibliothek, wo er den Schopenhauer hätte befragen können, war geschlossen. Vor dem Theater kam ihm eine Erleuchtung: hier in dem prächtigen Kunsttempel konnte er orakeln. Er ging hinein, kaufte sich eine Karte zur Abendvorstellung, ohne nach dem Stück zu fragen. Erst als er aus der Vorhalle getreten war, las er auf dem Theaterzettel: Der fliegende Holländer. Gut so! dachte er, das ist nicht allzuweit von Schopenhauer entfernt.

Das Verhältnis Hyazinth Kögelmanns zum Theater war nicht alltäglicher Art. Er nannte alles, was auf den weltbedeutenden Brettern gespielt wurde, einen Schwindel. Man darf ihm darum nicht gram sein. Die Bühne war ihm dabei trotzdem eine sehr lebendige Sache, die ihm oft mehr gab als nur den toten Begriff der Kunst. Ein Schwindel war das Theater genau wie das Fernrohr, das uns weite Perspektiven in die Welt eröffnet, uns Dinge zeigt, die sonst das Auge nicht sieht . . . Kurzum: Kögelmann liebte den Schwindel des Theaters ebensosehr wie den des Fernrohrs.

Als schon die Duvertüre mit wildem Sturm daher segte, fiel es Kögelmann ein: wo war die Nadel mit der er nun orakeln sollte? Wie konnte er aus der Fülle der Töne und Worte den seinem Fall gemäßen höheren Weisheitspruch erfahren? Es gab gewisse Möglichkeiten: er konnte seinen Taschenwecker auf 21.17 Uhr richten (Kögelmanns mystische Zahlen waren hierin enthalten); wenn er weckte, kam der Weisheitspruch von der Bühne. Oder er konnte die neben ihm sitzende Dame zu Hilfe nehmen. Schon dreimal hatte sie ihre Tasche geöffnet, daraus eine Süßigkeit entnommen und die Tasche wieder mit scharfem Knack geschlossen; man konnte weiter zählen, und beim siebzehnten Male sollte es gelten! Dann würde von der Bühne der Orakelspruch kommen, der ihn erkennen ließ, ob er nicht doch Eusebia trotz ihres Komplexes heiraten solle. Aber diese absurden Einfälle einer einzigen Sekunde wurden in Kögelmanns Hirn nicht weiter gesponnen. Der Zauber des Wagnerischen Bühnenspiels nahm ihn gefangen. Er dachte nicht mehr an das Orakel, und auch nicht mehr an Eusebia. Kögelmann war verzaubert und an die norwegische Küste versetzt, er spürte an seinem Körper den Sturm und roch die kalte Salzlust des Meeres. Er fror richtig, stellte den Kragen seines Smokings hoch und nahm eine der Tabletten, die vor Erkältung schützen sollen. Er trug solche stets bei sich. (Man wird nun begreifen, daß er, um die Macht der Illusion abzuwehren, das Theater einen Schwindel nannte.) Aber die Empfindlichkeit seiner Schleimhäute war nicht geringer als die jenes berühmten A. G., von dem der alte F. Th. Vischer so Schrulliges erzählte; schon kitzelte ihn etwas in der Nase. Der böse Geist

Grippe trieb seinen Spuk hier an der Küste Norwegens. Es gab kein Halten: Kögelmann mußte niesen. Eine läche gellende Explosion war es, schneidend wie ein Blitz mit nachfolgendem Donner Schlag, zugleich auf eine merkwürdige Art den ironischen und leidenden Charakter Kögelmanns verrätend. Ein unwillkürlicher, unbewußter Seelenausschrei, ein Nieser von unerhörter Ausdrucksstärke! Man darf es dem guten Mann und allen, die von solchen elementarischen Ausbrüchen ihres Pneumas heimgesucht werden, nicht übelnehmen; sie sind unschuldig, sind das Opfer eines Dämons. Es gab freilich eine Störung. Den Nachbarn fuhr der Schreck ins Gebein, im ganzen Theater hörte man Kögelmanns Nasensolo, und da die Vorstellung gerade auf den Rundfunk übertragen wurde, konnte sogar ein Hörer in Mesopotamien dieses Niesen mit seinem Zwillfröhrenapparat wahrnehmen. Kögelmann selbst erschraf fürchtbar und wurde augenblicklich aus seiner Verzauberung gerissen. Ein Gedanke schoß ihm auf: die Nadel ist ins Buch gestochen! Das Orakel spricht! Von der Bühne her tönte die leidenschaftlich gesteigerte Stimme des Holländers:

Bergebne Hoffnung!

Furchtbar eitler Wahn!

Um ew'ge Treu auf Erden — ist's getan!

Nun wußte Kögelmann Bescheid! Orakelsprüche sind zwar stets vieldeutig; für den aber, den es angeht, ist der Spruch immer ganz klar. Eusebia war für ihn erledigt! Ganz unmöglich und toll erschien Kögelmann jetzt der Gedanke, dieser Person, die ihm den Dienst gekündigt hatte, einen ernsthaften Heiratsantrag zu machen. Mochte sie sehen, wie sie ihren Komplex los würdel! Im Miterleben der Handlung auf der Bühne fühlte Kögelmann, wie er selbst dem Holländer gleich, der von sich sagte:

Durch Sturm und bösen Wind verschlagen  
irr auf den Wassern ich umher, —  
wie lange? weh! ich kaum zu sagen.

Schon zählt ich nicht die Jahre mehr.

So nahm Kögelmann tiefen Anteil an dem Schicksal des Unseligen; er litt und hoffte mit ihm. Dabei war ihm aber, wie dies bei ihm so oft geschah, eine kleine aber peinliche körperliche Unannehmlichkeit auch nicht erspart geblieben. In lächerlichem Gegensatz zu den herabbewegenden Vorgängen auf der Bühne, machte ihm seine Nase zu schaffen. Doppelt peinlich wurde ihm dies, als er bemerkte, daß er kein Taschentuch bei sich hatte. Er war froh, als er in der ersten Pause zur Garderobe konnte. Aber o weh, auch in seinem Mantel fand sich das nützliche Tuch nicht. Eusebia, hatte ihn, als sie noch ohne Komplex war, so mit ihrer Fürsorglichkeit verwöhnt, daß er nun gar nicht gewohnt war, sich um die Kleinigkeiten alltäglicher Bedürfnisse zu bemühen. Nun war er in schwerer Verlegenheit. Aber siehe da, die Kletterin kam! Eine wackere Frau, eine Nymphe der Garderobe-Grotten, eine heroische Türhüterin der Logen, erkannte die Not Kögelmanns, griff in eines der Tischfächer und holte — soll man es glauben? — einen eleganten Karton hervor, den sie öffnete. Den Inhalt anbietend, lud sie Kögelmann ein, sich zu bedienen. Taschentücher! Sogar ein solches in dem von Kögelmann beliebten großen Format! Wer beschreibe die dankbare Rührung des ohnehin schon in Rührung fast Zerfließenden! Seine Nase versank fröhlich in das blau umranderte Tuch — . . . Doch ergab sich gleich wieder eine neue Verlegenheit: Kögelmann, dessen Brieftasche nur einen größeren Geldschein enthielt, konnte der Helferin den kleinen Betrag für das Tuch nicht geben. „Ich werde Ihnen morgen, das Tuch bezahlen, verehrte Frau —, ja so — ich meine: wenn Sie mir Ihre Adresse geben und soviel Verstranen in meine Redlichkeit sehen.“ Er nannte seinen Namen und sein Hotel. Die Frau in der weißen Schürze lächelte: „Witwe Emmi Lebehoch, Konviktsstraße 77 —“, stellte sie sich so, „aber gewiß, Herr Kögelmann, ich hab gar keinen Zweifel, daß Sie diese Kleinigkeit nicht vergessen werden!“ Die Frau machte wirklich den sympathischsten Eindruck auf Kögelmann. — Als die Vorstellung zu Ende war, nickte er der Trefflichen im Weggehen nochmals herzlich zu.

\*

Schluß eines Telefongesprächs:

„Also, sehr verehrter Herr Intendant, Sie sind bereit, Frau Emmi Lebehoch von ihren vertraglichen Pflichten als Garderobefrau mit sofortiger Wirkung zu entbinden? Sie würden mir damit einen sehr großen Gefallen erweisen. Herr Doktor! Frau Lebehoch ist nämlich bereit, die plötzlich freigewordene Stelle meiner Hausdame anzutreten.“

„Gewiß, Herr Kögelmann, ich bin einverstanden. Ich habe mich soeben erkundigt. Sie Sache soll nach Ihrem und Frau Lebehochs Wunsch gemacht werden. Weiteren Verstranen, mir Personal wegzuzugangieren, würde ich aber Widerstand entgegensetzen!“

„Danke sehr, Herr Intendant. Mein Bedarf ist damit abgedeckt!“